Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 1/7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 294. **Montag** den 13. Juni 1898. **92. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 13. Juni.

Während in vielen Wahlkreisen die Gegner des **Ultramontanismus**, der **Demokratie** und der **Socialdemokratie** einander bekämpfen, als ob sie nicht die geringste gemeinsame Aufgabe hätten, schließt sich der Ring jener Parteien immer fester, und immer klarer wird das Ziel, das die im Reiche „regierende Partei" im Auge hat. Der Clericalismus strebt danach, auch in der nächsten Legislaturperiode zwei Mehrheiten zur Verfügung zu haben. Auf die Rechte und die Nationalliberalen ist immer zu rechnen, wenn das Centrum sich unvermuthet vor große politische Aufgaben gestellt sieht, deren Ablehnung das Volk sich nicht gefallen lassen würde und die darum nicht Wahlparole werden dürfen. Zur unentwegten Opposition aber, mit der es dann die Bezahlung seiner „patriotischen Dienste" erzwingen kann, stehen ihm jederzeit Socialdemokratie und die beiden Volksparteien zur Verfügung. Erstere ist absolut unregennützig, weil es ihr ein Vergnügen ist, der Reichspolitik Schwierigkeiten zu machen. Die Letzteren sind zufrieden, wenn sie die glorieuse Firma vermöge der Theilnahme am Präsidium mitzeichnen dürfen, bei Initiativanträgen genügend Unterschriften erhalten und den lachenden Chorus der Mitte zur Verfügung haben, sobald man die Regierung oder die anderen Parteien mit Invectiven überschütten will, die das Centrum selbst als „regierende Partei" sich nicht mehr gut leisten kann. So hat das Centrum nun auch offen die Parole der doppelten Mehrheit ausgegeben und der Abg. Richter thut dasselbe; er mahnt, vor Allem dafür zu sorgen, daß eine „conservativ-nationalliberale Mehrheit" von vornherein ausgeschlossen ist. Natürlich hat das Centrum das Bedürfniß, die für die Verewigung der Reichstagsmisère nothwendigen Voraussetzungen zu schaffen, ohne daß seine Reputation darüber zu sehr zu Schaden kommt. Und das wäre der Fall, wenn man zu deutlich erkennen ließe, daß man im entscheidenden Momente der Socialdemokratie bei den Wahlen Succurs bringen wird. Darum wird theoretisch der sogenannte „Hort gegen die Socialdemokratie" markirt, wie es ja auch der Patriot Eugen Richter zu thun pflegt, und desto eifriger, je stärker der Abfluß seiner Wähler in das Lager Derer um Bebel und Singer geworden ist. Aus diesem Grunde hat man auch vom Centrum sofort der schönen specialisirten Wahlparole abgepfiffen, worin der Socialdemokratie zum Nachtheil der bürgerlichen Parteien schon jetzt mindestens Wahlenthaltung in Aussicht gestellt und der freisinnigen Volkspartei in allen Nöthen Beistand zugesichert wurde. So wird es aber kommen, ob man es nun zugiebt oder nicht. Der Abgeordnete Richter, der jetzt, vermuthlich zur Stärkung des Liberalismus, täglich die „Freisinnige Zeitung" mit Ausfällen gegen die Nationalliberalen füllt und mit allen möglichen Argumenten nachzuweisen sucht, daß sie das Wahlrecht verkürzen würden, sieht schon seit Wochen keinen „Agrarier" im Centrumslager mehr, obwohl der Wahlaufruf des Centrums klar und deutlich die Politik des wirthschaftlichen Ausgleichs sich zu eigen gemacht und bereits mehr als deutlich eine Erhöhung der Schutzzölle für landwirthschaftliche Producte in Aussicht genommen hat, obwohl es in der verflossenen Legislaturperiode — man denke nur an das Margarinegesetz — mit den extremen Agrariern um die Wette gelaufen ist, obwohl es schließlich — und das ist doch die allergrößte Sünde, deren sich heute eine Partei schuldig machen kann — im Wahlkreis Hagen einen eigenen Candidaten aufgestellt hat. Und die Socialdemokratie, so sehr sie tagaus, tagein auch gegen das Centrum im Centralorgan, wie sich die „Freis. Ztg." so lieblich ausdrückt, den „ausrangirten Rechtsanwalt" donnern läßt, ist so begierig über die Wahlrechtsparole hergefallen, daß das einmüthige Zusammenwirken Derer um Singer, Richter und Bachem als Thatsache angesehen werden muß. Was diesen Aufmarsch, der unter der Flagge „Schutz des vornehmsten Volksrechtes" anrückt, besonders kennzeichnet, das ist das schreine Vorbeihuschen an der Pflicht das Volk zu einer allgemeinen und gewissenhaften Ausübung des Wahlrechtes anzuhalten, die Wähler darauf hinzuweisen, wie sehr das Verfassungsleben verlangt, daß die Blüthe der Intelligenz und des sittlichen Wollens im Volke auch in seiner Vertretung verkörpert sei. Es läge weiter so nahe, die Wähler daran zu erinnern, wie sehr allerwärts der Parlamentarismus heruntergewirthschaftet und wie sehr es gerade im deutschen Reiche darauf ankommt, den Beweis zu liefern, daß das Verfassungsleben auf der 1870/71 geschaffenen Basis weiter entwickelungsfähig geblieben ist. Es wäre so dringend nothwendig, tagaus, tagein in Erinnerung zu bringen, wie schwierig und verantwortungsvoll Deutschlands Stellung in Mitten Europas ist, wie sehr es im Interesse einer ersprießlichen Entwickelung des Reiches darauf ankommt, in den sich immer schwieriger gestaltenden Verhältnissen nach dem Auslande hin den Eindruck eines seiner Macht betrußten und im Bewußtsein seiner weiteren Culturaufgaben gefestigten Reiches zu erhalten. Nichts von alledem ist auf Seiten der klerikal-volksparteilich-socialdemokratischen Wahlmache bisher zu hören. Man kauft und schachert um Stimmen und hetzt die Wählerschaft durcheinander; darum aber, daß eine solche Aussaat der Zerstörung sich nothgedrungen in einer Schwächung der Volksenergie und des Reiches äußern muß, kümmert man sich nicht. Sache des nationalgesinnten, gemäßigten Liberalismus wie des wahren Conservatismus ist es, am 16. Juni diese Bresche zu füllen, die alten Traditionen aus der Zeit der Gründung des Reiches fortzuführen und, den vereinten Anmarsch von Klerikalismus, Volkspartei und Socialismus im Auge haltend, allen politisch und wirthschaftlich rückschrittlichen Bestrebungen entgegenzutreten.

Einige Behörden haben an die ihnen unterstellten **Beamten** die Mahnung ergehen lassen, patriotisch zu wählen, d. h. vor allen Dingen wohl **keinem Socialdemokraten** die Stimme zu geben. Diese Mahnung ist leider keineswegs überflüssig. Unter den sogenannten Mitläufern, die für die Socialdemokraten eintreten, befindet sich auch immer eine ganze Anzahl unterer Beamten. Sind doch sogar im Wahlkreise Potsdam-Osthavelland socialdemokratische Stimmen auf königlichen Schlössern abgegeben worden. Diese unteren Beamten sind über ihre geringe Besoldung erbittert und lassen sich dadurch bestechen, daß die Socialdemokraten im Reichstage immer mit großem Pathos für die Verbesserung der Lage der unteren Beamten eintreten. Diese Beamten sollten sich zunächst gegenwärtig halten, daß auch die anderen Parteien nicht minder warm für sie eintreten; so haben erst im letzten Winter die meisten Parteien die Erhöhung der Gehälter der Staatssecretaire abgelehnt, weil nicht gleichzeitig eine Gehaltserhöhung für gewisse untere Beamtenkategorien vorgesehen war. Die Beamten sollten aber ferner daran denken, daß für einen Beamten eine größere Pflichtverletzung kaum denkbar ist, als wenn er die Todfeinde der Monarchie unterstützt. Wenn die Regierung einen Beamten, von dem sie erführe, daß er für einen Socialdemokraten gestimmt hat, auf der Stelle entließe, so wäre sie damit völlig im Rechte. Und wenn ein Beamter socialistisch wählt, weil er annimmt, daß seine Abstimmung wegen des geheimen Wahlverfahrens nicht entdeckt werden könne, so handelt er doppelt ehrlos. Es ist zu wünschen, daß am 16. Juni kein Beamter sich dieser Ehrlosigkeit schuldig mache.

Nachdem es in den letzten Tagen den Anschein gehabt, daß auf dem **spanisch-amerikanischen Kriegsschauplatz** der Gang der Ereignisse in rascherem Fluß kommen werde, ist er schon wieder ins Stocken gerathen. Die 27 000 Mann amerikanische Landungstruppen des Generals Shafter sind, wenn die betreffenden Meldungen nicht etwa irre führen sollen, noch immer in Tampa. Ein von dort nach New York gesandter Brief meldet:

* Tampa, 10. Juni. Am Mittwoch war die Armee Shafter's bereits auf 30 Schiffen, die bereit waren, in See zu gehen, mit Munition, Lebensmittel und Pferden eingeschifft, als von der Regierung der Befehl eintraf, die Abreise aufzuschieben. Es ging das Gerücht, daß vier spanische Kriegsschiffe gesehen worden seien. Im Hafen wurden deshalb Vorkehrungen gegen einen Angriffe der Spanier getroffen. Da von den eingeschifften Pferden am Donnerstag in Folge der Hitze 14 verendeten, wurden die übrigen wieder ausgeschifft. Die Mannschaften sind an Bord geblieben, wo sie sehr beengte Unterkunft haben und unter der Hitze sehr leiden.

Nach einer Depesche des „New York Herald" soll Shafter's Armee nunmehr endgiltig am Sonnabend von Key West abgehen. Bis dahin wird ja die Angst vor einem zweiten spanischen Geschwader, das schon wiederholt in den amerikanischen Gewässern gesehen sein sollte, nie und nirgends aber in Action getreten, also wohl gar nicht vorhanden ist, geschwunden sein. Bei Guantanamo ist inzwischen nach Einnahme des Hafens und Städtchens durch die Amerikaner günstige Gelegenheit zur Landung geschaffen worden, die sehr leicht wieder schwinden kann, wenn Shafter zu lange zögert und so General Blanco Zeit giebt, größere Truppenmassen nach Guantanamo zu werfen. Dadurch könnte die Ausbootung der Truppen, die unter dem lebhaften Feuer des Feindes geschehen müßte, sehr erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht werden. Die Landung von kleineren Truppenkörpern und Munition ist dagegen bereits an verschiedenen Puncten der Küste gelungen, zuletzt wieder nach einer Depesche aus Kingston an der Südküste bei Asserado, wo ein Kanonenboot 400 Gewehre, 5 Tonnen Lebensmittel und 60 000 Patronen für die Aufständischen ausgeschifft hat.

Augenblicklich gehen, worauf wir wiederholt hinwiesen, gewisse Gruppen von Engländern darauf aus, in den **Vereinigten Staaten** Stimmung gegen **Deutschland** zu machen und durch Aufhetzen der öffentlichen Meinung deutsche Waaren, deutschen Einfluß und deutsches Wesen in Mißachtung zu bringen. Die Hetze geschieht in erster Linie durch geschickt erfundene Kabeldepeschen, die von London oder einem andern Orte aus nach New York befördert werden und über allerhand amerikafeindliche Handlungen berichten, deren die deutsche Regierung oder das deutsche Volk sich angeblich schuldig gemacht haben. Aus der reichen Blütenlese solcher Tatarennachrichten, die von der anglo-amerikanischen Presse unbeanstandet angenommen werden, seien nur einige herausgegriffen, die während der letzten Tage die Runde durch die amerikanischen Zeitungen machten.

Unter dem 26. Mai kommt aus Gibraltar folgende Meldung: „Aus zuverlässigen Quellen erfahren wir, daß eine Sendung von 40 Krupp'schen Geschützen, für Forts oder Kriegsschiffe gleich verwendbar, aus Essen in Deutschland nach Cadix verschifft wurden und sich jetzt bereits in Spanien befinden. Es wird behauptet, daß die Geschütze als „Küchengeräthe" durch die deutschen und französischen Zollhäuser gingen." Eine Londoner Drahtmeldung wußte vor einigen Tagen zu berichten, daß die Angehörigen der deutschen Colonie in Manila dem spanischen Generalcapitain eine Adresse überreicht hätten, in welcher erklärt wäre, daß ihre Sympathien ganz auf der Seite Spaniens seien. Die deutsche Colonie habe auf Grund von Weisungen gehandelt, die dem Consulat aus Berlin zugegangen seien. Gleich darauf erfolgte die Nachricht, der deutsche Consul in Manila habe dem amerikanischen Admiral Dewey auf dessen Weigerung, die Landung von Vorräthen aus deutschen Schiffen zu gestatten, gedroht, er werde die Landung unter dem Schutze deutscher Kriegsschiffe erzwingen. Aus Madrid meldete am 19. Mai eine englische Depesche, daß der deutsche Kreuzer „Geier" in Havanna eingetroffen sei. Beim Passiren des amerikanischen Geschwaders habe „Geier" es weder mit seiner Flagge noch mit den Geschützen gegrüßt, dagegen aber den spanischen Forts den üblichen Salut erwiesen. Gleich nach Ankunft des „Geier" im Hafen habe der Commandant dem Generalcapitain Blanco und den anderen spanischen Behörden Besuche abgestattet, die „lange währten und sich durch einen äußerst freundlichen Ton auszeichneten". Als unlängst die spanischen Artilleristen Havannas einmal besser schossen, wußte man sofort zu melden, daß mit Genehmigung des Kaisers deutsche Artillerieofficiere nach Cuba gegangen seien und jetzt die spanischen Kanoniere befehligten. New Yorker anglo-amerikanische Blätter, voranter auch die „Evening Post", ferner alle deutschfeindlichen nativistischen Hetzorgane verfehlen nie, diesen Depeschen den breitesten Raum zu gewähren und sie mit allerhand hämischen Randbemerkungen zu versehen. Am 11. Mai wußten Londoner Depeschen zu melden, daß Deutschland beabsichtige, die Herrschaft über die Philippinen an sich zu reißen.

Das Ziel dieser systematischen Aufreizung ist, Deutschland als einen übelwollenden, hinterlistigen und mißgünstigen Gegner der Vereinigten Staaten erscheinen zu lassen, den jeder patriotische Amerikaner im geschäftlichen und gesellschaftlichen Verkehr in gleicher Weise boycottiren müsse, wie dies in Bezug auf das gleichfalls angeschwärzte Frankreich begonnen worden ist. Der durch einen solchen Verruf dem deutschen und dem französischen Ausfuhrgeschäft entstehende Verlust werde, so berechnen jene Engländer, den englischen Kaufleuten zum Gewinn gereichen, da sie den Ausfall der Ausfuhrwaaren zu decken hätten. Um das zu erreichen, versäumt man keine Gelegenheit, sich den Amerikanern tagtäglich als wohlgesinnte Blutsverwandte und versteckte Verbündete in empfehlende Erinnerung zu bringen. Die berühmte Rede Chamberlain's, der Commentar, den er derselben am Freitag im Unterhause gegeben, der stete Hinweis auf die Vorzüge eines anglo-amerikanischen Bündnisses, das beständige Hervorkehren freundnachbarlicher Gesinnung verfolgen nur den Zweck, die festländischen Völker Europas, vor Allem Deutschland und Frankreich, aus dem werthvollsten Markte der Erde, dem amerikanischen Absatzgebiete, hinauszuwerfen.

Als eine Nachwirkung der Ruhestörungen, deren Schauplatz Italien in jüngster Zeit war, muß es angesehen werden, daß die Bestimmungen über das **Niederlassungsrecht**

Feuilleton.

Bauernblut.

4] Roman in drei Büchern.

Von Gerhard von Amyntor. (Dagobert von Gerhardt.)

Nachdruck verboten.

„Mein Gott", ruft Tell überrascht aus, „das ist doch kein Brand?"

„Nein, Herr Assessor. Diese Illumination haben wir jetzt alle Abende, schon seit einer Woche."

„Was ist es denn?"

„Papa läßt da drüben ein neues Treibhaus bauen, nach einem nagelneuem System, das einer seiner Freunde aus England mitgebracht hat: eine einzige Drehung an einer Kurbel und alle Fenster des Hauses öffnen oder schließen sich wie durch Zauberschlag — dreht man an einer anderen Kurbel, dann bedecken sich die Scheiben mit Holzjalousien zum Schutze gegen den Nachtfrost. Da der Bau noch vor Eintritt der rauhen Jahreszeit fix und fertig sein soll, so werden die Maurerarbeiten möglichst gefördert; sie werden jetzt immer bis zehn Uhr Abends bei künstlicher Beleuchtung fortgesetzt. Wollen wir's uns einmal ansehen?"

Der Assessor nickt und Beide wenden sich rechts und schreiten unter den hier das Seegestade säumenden Linden entlang, bis sie den unfernen Obst- und Gemüsegarten erreichen; nachdem die ziemlich weitläufige Anlage durchquert ist, betreten sie das eigentliche Revier der Giesdorfer Treibereien. Weit über ein Dutzend niedriger, langgestreckter, mit schrägen Glasfenstern abgedeckter Häuser erheben sich in drei schnurgeraden Reihen nebeneinander und verkünden schon von Weitem, daß hier eine umfangreiche Cultur von allerlei Warmhauspflanzen und edlen Fruchtarten getrieben wird, mit denen der herrschaftliche Obergärtner den Berliner Markt zu versorgen hat. Neben diesen drei Gebäudereihen, gewissermaßen den Anfang einer vierten Reihe bildend, ragt das Fundament eines neuen Baues schon mannshoch zwischen zahlreichen Gerüststangen empor. Aus eisernen, naphthagefüllten Gefäßen, die auf feuerfesten Dreifüßen stehen, züngeln lange, flackernde Spitzflammen, die das Arbeitsfeld rötheln erhellen und ihren gespenstischen Schein weit hinaus in die Nacht werfen. Ein Theil der Arbeitsleute steht dicht gedrängt um einen nicht genügend erkennbaren Gegenstand, der auf dem Fußboden liegt, und ein besser gekleideter Arbeiter scheint auf die Leute einzureden oder ihnen Befehle zu ertheilen.

„Was giebt es denn da?" sagt Tell und tritt mit Ellen näher an die Gruppe heran.

Das, was auf der Erde liegt, ist ein Mensch, ein schwach oder krank gewordener Arbeiter, an den der besser Gekleidete eben die Worte richtet: „Ich hab's Euch doch gleich gesagt, Müller, daß Sie zu dieser Ueberstunden-Rackerei nicht mehr jung genug sind. Nun haben wir die Bescherung. Schiebt ihm doch seine Jacke unter den Kopf (der Zuruf gilt seinen Kameraden), damit er etwas bequemer liegt! So! Und hier — hier ist meine Pulle — er soll einen Schluck nehmen — echter Cognac."

„Mein Gott!" sagt Ellen, die an den Sprecher herangetreten ist, „der Aermste hat doch keinen Schaden erlitten?"

„Einen Schaden wohl, gnädiges Fräulein", tönt die leicht spöttische Antwort, „er hat sich überarbeitet; mit seinen zweiundfünfzig Jahren hätte er keine Ueberstunden machen sollen."

„Aber warum that er es denn?"

„Weil er Geld gebraucht für sein krankes Weib!" lacht bitter der Polier, der den Bau leitet. Die vierundzwanzig Mark, die er wöchentlich zusammenschindet, wollen nicht reichen, und da hat er sich freiwillig noch zu den Ueberstunden verdungen. Ich hätte ihn gar nicht dazu genommen — es ist ja die reine Thierquälerei: jedesmal fünfunddreißig Steine à sechseinhalb Pfund, das sind über zweihundertsiebenundzwanzig Pfund, aufzubuckeln und aufs Gerüst zu schleppen, aber er bat und flehte so dringlich, und da that er mir leid, und ich wollte ihn für sein Alter, für das er ja nichts kann, nicht büßen lassen — Ach! Da richtet er sich wieder auf, die Schwäche scheint vorüber zu gehen. Nun, Müller, geht es wieder besser?"

Ellen beugte sich zu dem nun aufrecht auf dem Erdboden Sitzenden hinab und sagte im Tone mürmster Antheilnahme: „Sie dürfen heute keine Hand mehr rühren, lieber Freund. Sie machen jetzt Feierabend und suchen bei uns im Gesindehause die Ruhe. Und dies hier ist für Ihre kranke Frau. Sie drückt ihm ein Zehnmarkstück, das sie schnell aus ihrem Geldtäschchen hervorgesucht hat, in die schwielige Hand. Wenn Sie sich morgen noch nicht ganz wohl fühlen, dann machen Sie auch morgen Feiertag; den Tagelohn werde ich Ihnen in diesem Falle ersetzen."

Ein beifälliges Murmeln läuft durch die Reihen der Arbeiter.

„Nun, Müller, bedankt Euch bei dem gnädigen Fräulein!" sagt der Polier, und indem er sich gegen Ellen wendet, führt er leise flüsternd fort: „Dem Einen hier haben Sie auf vierundzwanzig Stunden helfen können; wer hilft aber den Tausenden, die wegen zunehmender Jahre und Schwächlichkeit brodlos sind, den Tausenden, die beim redlichsten Willen keine Arbeit finden?"

Er blickt die so Angeredete mit seinen großen feurigen Augen fast feindselig an.

Ellen erschrickt über den Ton dieser Frage und doch kann sie dem dreisten Fragesteller nicht eigentlich zürnen, da er mit seinem ansprechenden, hübschen Gesichte es in Haltung und Geberde durchaus nicht an Ehrerbietung fehlen läßt, wenngleich diese Ehrerbietung nicht ganz aufrichtig, vielmehr ein wenig erheuchelt und ironisch gefärbt erscheint.

„Sie haben Recht, Herr Dechner", sagte sie gezwungen, „es giebt unendlich viel Elend, dem wir leider machtlos gegenüberstehen." Dabei schaut sie sich nach dem Assessor um, wie, um sich seiner Schutz gewährenden Gegenwart zu versichern; der aber ist mehrere Schritte zurückgetreten und befindet sich auf der im Schatten liegenden Giebelseite des nahen Orchideenhauses, wo er einen der Gärtner ins Gespräch gezogen hat. Sie hat das blasse Entsetzen nicht bemerkt, das den Assessor ergriff, als er die Stimme des Maurerpoliers erkannte; sie hat das nur halb unterdrückte, wie einen Fluch gemurmelte Wort: „Mein Stiefbruder!" von seinen zuckenden Lippen nicht vernommen. Wie von einem Skorpion gebissen, war Tell zurückgeprallt und dann pfeilgeschwind ins Dunkel geflüchtet, um von dem Manne nicht erkannt zu werden, dem er überall anders noch lieber begegnet wäre, als gerade hier in Giesdorf, in Gesellschaft der Tochter des Hauses. Wenn seine Verwandtschaft mit diesem Maurerpolier nun Ellen bekannt würde? Wenn sie erführe, daß Peter Dechner, der socialdemokratische Hetzer und Verführer, sein Stiefbruder sei. Wäre es dann nicht für immer und ewig vorbei mit allen den angenehmen Beziehungen, die er bisher im Brank'schen Hause gepflegt hatte? Nur ein Moment war es gewesen, daß ihm diese Frage durch den Kopf schoß, aber dieser Moment hatte genügt, ihm alle Fassung zu rauben und ihn auf die Gefahr hin, durch sein auffälliges Benehmen das Befremden Ellens zu erregen, in die Flucht zu schlagen.

Der Polier Dechner hatte seinen Stiefbruder, trotz dessen jähen Zurückweichens, sehr wohl erkannt und nicht ohne geheime Schadenfreude sagte er zu Ellen, deren suchenden Blick er bemerkte: „Der Herr, der mit Ihnen war, gnädiges Fräulein, steht dort; soll ich ihn rufen?"

„Ich danke, Herr Dechner, ich gehe nach Hause und muß ja dort vorbei meinen Weg nehmen. Gute Besserung, mein lieber Herr Müller! lassen Sie sich führen, wenn es allein noch nicht gehen will. Gute Nacht allerseits!"

„Gute Nacht!" scholl es im Chor zurück. Die Maurer und Steinträger rückten an ihren Kappen. Wenngleich der größere Theil derselben, von socialistischen Wahnvorstellungen erfüllt, die Reichen und Vornehmen haßte, so schauten doch alle ohne Ausnahme mit freudigem Schmunzeln dem davonschreitenden jungen Freifräulein nach; so unfehlbar ist die Gewalt, die auch auf das Herz des Verbissensten der Zauber der Jugend und der Schönheit ausübt.

„Wo bleiben Sie denn?" fragte arg- und ahnungslos Ellen den Assessor, der ihr am Orchideenhause entgegentrat.

Er hatte sich inzwischen gesammelt und raunte ihr vertraulich zu: „Ich will's Ihnen ehrlich gestehen, gnädiges Fräulein: ich habe kein Kleingeld bei mir, und es ist mir unerträglich, die Noth eines so armen Teufels zu sehen, ohne durch eine Spende helfen zu können."

„Ich habe es für uns Beide besorgt", versetzte Ellen, schon wieder schalkhaft.

„O, das war lieb von Ihnen, das werde ich Ihnen nie vergessen!" versicherte der Andere mit Wärme.

Als sie an einem Heliotropbeete vorüberkamen, pflückte Ellen eine Blüthe und gab sie ihrem Begleiter: „Da, riechen Sie einmal — duftet es nicht köstlich?"

Beglückt nahm der Assessor die Blume, um sie an seine Nase zu führen, und Ellen rief lustig: „J'y pense, j'y pense! Ich habe mein Vielliebchen gewonnen!"

„Wem raubt eine so reiche Gegenwart nicht die Erinnerung an das Vergangene?" bemerkte galant der Assessor, ich habe verloren.

Er tröstete sich über den Verlust mit dem Gedanken, daß die Gefahr, als naher Verwandter eines Maurerpoliers erkannt zu werden, noch glücklich vorübergegangen war, aber seine Stimmung blieb gedrückt, und ziemlich wortkarg kehrte er mit Ellen nach dem Schlosse zurück.

Drittes Capitel.

Im Flur des Erdgeschosses eines ziemlich neuen Hauses in der Genthiner Straße drückte Friedrich Just auf den Knopf der elektrischen Klingel. Er hatte sein Reisejacket mit einem schlichten schwarzen Rock vertauscht und trug den Sommerüberzieher über den linken Arm gehangen, denn es war ein warmer Tag. Der weiche Filzhut mit der breiten Krempe, den er immer noch auf hatte, wollte nicht recht zu dem schwarzen Besuchsrocke passen; ein Cylinderhut wäre besser am Platze gewesen, aber Friedrich Just war nicht der Mann, der nach Europas überlünchter Höflichkeit viel fragte, und wenn er sich auch nicht, wie Seume's „Wilder", einen Canadier nennen durfte, so war er doch so viel zwischen Canada und Mexiko hin- und hergezogen, daß er sich von der Verdachtung der in Berlin W. gebräuchlichen Gesellschaftsformen glaubte entbinden zu dürfen.

Der Assessor William Tell öffnete eigenhändig die Flurthür,

SLUB
Wir führen Wissen.